

Begriffe dieses Prinzips kurz erläutert; Kap. 2 verteidigt es gegen ein von Grisez und Finnis aufgestelltes Dilemma; Kap. 3 bringt nach einer außerordentlich summarischen philosophischen anhand von Schrift und Tradition eine theologische Begründung; Kap. 4–10 sollen die Überlegenheit von VM gegenüber anderen Ansätzen zeigen (u. a. Thomas von Aquin, R. M. Adams, A. Donagan, G. Grisez, P. Knauer, Judith J. Thomson); Kap. 11 arbeitet, wiederum vor allem im Vergleich mit anderen Positionen, die Bedeutung von VM heraus.

In der Nacht sind alle Katzen grau. Wenn man den Wertbegriff in einer Weise einebnet und verwäscht, daß keinerlei Unterschiede mehr zu erkennen sind, lassen sich alle moralphilosophischen Probleme mit einem einzigen Prinzip, eben mit VM, lösen. Die Kontroverse zwischen Teleologen und Deontologen verschwindet insofern, als eben auch die deontologischen Normen Werte darstellen. Gegenstandslos wird auch der Streit zwischen den Agent Neutral Theories und den Agent Relative Theories (auf den H. nicht ausdrücklich eingeht), denn es sind ja sowohl die „konsequentialistischen“ wie die „nichtkonsequentialistischen“ Werte zu berücksichtigen; oder wie ist diese Unterscheidung zu verstehen? Die Unterscheidung zwischen außermoralischen und moralischen Werten wird ausdrücklich abgelehnt (109f.), ebenso jede Rangordnung von Gütern (148). Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Ansatz zirkulär ist: Wenn VM eine Aufgabe hat, dann doch offensichtlich die, das sittlich Richtige zu bestimmen; wie kann aber dann in diesem Prinzip auf den sittlichen Wert zur Bestimmung des sittlich Richtigen zurückgegriffen und somit seine Bestimmung bereits vorausgesetzt werden?

F. RICKEN S. J.

IRIS MURDOCH AND THE SEARCH FOR HUMAN GOODNESS. Edited by *Maria Antonaccio* and *William Schweiker*. Chicago-London: The University of Chicago Press 1996. XX/266 S.

Der Band geht zurück auf eine Tagung über die Bedeutung von Iris Murdoch für die gegenwärtige Philosophie an der Divinity School der University of Chicago im Mai 1994. Im Mittelpunkt steht die Sachfrage nach dem Verhältnis von Ethik, Metaphysik und Religion; Murdochs Werk bildet den Ausgangspunkt, ohne daß alle Beiträge sich streng auf dessen Interpretation beschränken. Dame Iris Murdoch, geboren 1919, ist seit 1948 Fellow von St. Anne's College in Oxford, wo sie viele Jahre Philosophie gelehrt hat. Ihre Bibliographie (Primärbibl.: 253–254; Sekundärbibl.: 256–258) umfaßt neben zahlreichen philosophischen Abhandlungen 26 Romane; als philosophisches *opus magnum*, das im Mittelpunkt des vorliegenden Bandes steht, gelten die 1992 in erweiterter Form unter dem Titel *Metaphysics as a Guide to Morals* erschienenen Gifford Lectures von 1982. Murdochs Denken kreist, wie der Titel eines ihrer einflussreichsten Werke, *The Sovereignty of Good* (1970), zeigt, um Platons Idee des Guten. Von einem platonischen Realismus des Guten her wendet sie sich gegen die verschiedenen Formen des Existentialismus und Subjektivismus, gegen die Trennung von Ethik und Metaphysik und gegen die Trennung von Tatsachen und Werten. Metaphysik, Religion und Kunst sind durch die platonische Kategorie des Bildes verbunden, mit dessen Hilfe sie das Gute, das nach Platon „jenseits der Wesenheit“ ist, zu vermitteln versuchen; dabei laufen Metaphysik und Religion Gefahr, daß das Bild nicht als Bild erkannt wird und so den Blick auf das Eigentliche verstellt. Murdochs Intuition läßt sich wohl am besten mit zwei ihrer Metaphern umreißen: Das Gute ist der Magnet, der uns, auch wenn wir nicht wollen, kraftvoll anzieht. Es ist das Licht, in dem das menschliche Leben gelebt und seine Entscheidungen getroffen werden; das Licht, das eine neue Sicht der Welt erschließt, so wie wenn dem Auge die Welt auf einmal als Wunder erscheint.

Hier sei nur auf vier der neuen Beiträge kurz eingegangen (die übrigen Beiträge sind von den *Herausgebern* und *Elizabeth Dipple*, *Franklin I. Gamwell*, *Stanley Hauerwas*). Die angelsächsische Moralphilosophie der vergangenen Jahrzehnte, so kritisiert *Charles Taylor*, habe sich beschränkt auf die Frage, was wir tun sollen, und die Frage nach dem guten Leben ausgeklammert; unter dem Einfluß von Nietzsche und Aristoteles zeichne sich hier inzwischen eine Wende ab. Murdoch habe diese Verengung immer kritisiert; sie bleibe jedoch nicht bei der Frage nach dem guten und befriedigenden Leben stehen.



Es gehe ihr vielmehr um ein Gutes, das sich nicht im guten, erfüllten Leben erschöpft, sondern auch eine Antwort auf das Leiden und den Tod gebe, ein Gutes, das im üblichen Verständnis Gegenstand der Religion sei. *Martha C. Nussbaum* vergleicht die Konzeption des Eros in Platons *Phaidros* und bei Dante. Während für Platon der sexuelle Eros nicht nur Ausgangspunkt, sondern bleibender Bestandteil des Suchens nach dem Guten sei, sehe Dante in ihm eine Form des Egoismus und ein Hindernis für die Schau des Guten. Nussbaum zeigt anhand zweier Romane, daß sich bei Murdoch Dantes Konzeption findet. *David Tracy* bezieht Stellung zu einer aktuellen Kontroverse der Platon-Interpretation: Sollen wir den Dialogen oder der systematischen Vorlesung *Über das Gute* das entscheidende Gewicht geben? Tracy plädiert für die Dialoge, deren dramatischen und mimetischen Charakter er betont. Ebenso sei Murdochs *Metaphysics as a Guide to Morals* kein Traktat, sondern ein großer mimetischer Dialog, und nur in dieser Form könne die Idee des Guten am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts vermittelt werden. Im Anschluß an Pierre Hadot betont Tracy, daß die Antike die Philosophie als Weg und als intellektuelle und spirituelle Übung verstanden habe; ebenso sei Murdochs philosophisches Werk eine Anleitung zur intellektuellen Selbstwerdung. *Cora Diamond* behandelt die Kontroverse zwischen Murdoch und R. M. Hare über die Unterscheidung zwischen Tatsachen und Werten. – Der Band, der mit Murdochs frühem Essay *Metaphysics and Ethics* (1957) schließt, ist eine hilfreiche Hinführung zu einem einflußreichen und dennoch, vor allem im deutschen Sprachraum, noch immer wenig bekannten Werk.

F. RICKEN S. J.

ANGEWANDTE ETHIK. Die Bereichsethiken und ihre theoretische Fundierung. Hrsg. *Julian Nida-Rümelin*. Stuttgart: Kröner 1996. VIII/883 S.

Folgende Bereiche sind (z. T. mit mehr als einem Beitrag) vertreten: Feministische Ethik, politische Ethik, Rechtsethik, Wirtschaftsethik, ökologische Ethik, Tierethik, Genethik, Medizinethik, Ethik der Technik, Wissens- und Wissenschaftsethik, Medienethik. Am Ende eines jeden der gut gegliederten Artikel findet sich eine ausführliche Bibliographie. Sieben der insgesamt achtzehn Kapitel sind von N.-R. verfaßt. Eine kurze Rezension kann nicht alle Beiträge vorstellen; ich beschränke mich darauf, anhand einiger Beiträge des *Herausgebers* dessen methodologische und inhaltliche Position zu skizzieren.

Das einleitende Kapitel „Theoretische und angewandte Ethik“ will die für das Verständnis der Bereichsethiken erforderlichen Grundkenntnisse der einflußreichsten ethischen Theorien vermitteln. Ausführlich behandelt ist der Utilitarismus. Die konstitutiven Elemente, auf denen dieses Paradigma beruht, sind klar herausgearbeitet; der Leser erhält einen informativen Überblick über die verschiedenen Formen. Ein grundlegender Zug aller Beiträge von N.-R. ist seine überzeugende Utilitarismuskritik; sie ist jedoch im einleitenden Kapitel manchmal so dicht formuliert, daß der Leser, der auf diesem Gebiet kein Fachmann ist und für den das Buch doch offensichtlich geschrieben ist, sich nicht leicht tun dürfte. Weniger befriedigt die kurze Darstellung des kantischen Paradigmas. Daß die Maxime vom Recht des Stärkeren die Prüfung durch den kategorischen Imperativ besteht (23), läßt sich auf der Grundlage einer eindringenden Kant-Interpretation wohl schwerlich behaupten. Zuzustimmen ist, wenn N.-R. ein unverzichtbares Element der kantischen Ethik in der Auffassung der Moral als eines Systems von einschränkenden Bedingungen sieht, das den einzelnen Personen die Verfolgung ihrer subjektiven Ziele erlaubt. Der kontraktualistische Ansatz ist durch Rawls und Hobbes vertreten, wobei N.-R. Zweifel anmeldet, ob die Entmoralisierung moralischer Fragen, d. h. der egoistische Ansatz, bei Hobbes tatsächlich durchgehalten wird. Die Sympathien des Vf. gelten offensichtlich dem individualrechtlichen Paradigma, als dessen Vertreter in der Bibliographie u. a. Nozick, Dworkin und Judith J. Thomson angeführt werden; es habe den Vorzug, relativ eng an die lebensweltliche Moral anzuschließen. Für die Tugendethik stehen Platon und Aristoteles. Platon wird eine bis an die Mathematisierung der Ethik heranreichende „formalistische Theorie des Guten“ (35) vorgeworfen; seine Metaphysik entwerte die Alltagsüberzeugungen. Diese Kritik kann sich allenfalls auf die *Politeia* stützen; dem früheren und dem späteren Platon dürfte sie schwerlich gerecht